

# Der Sonntag

Unterhaltungs-Beilage der Saar-Zeitung

## Gespräch über die Schönheit

In einem Kreis junger Frauen ergab sich ein Gespräch, dessen Inhalt mir wichtig genug erscheint, sich mit ihm auseinanderzusetzen und die eigene Einstellung zu überprüfen.

Ausgangspunkt war die Frage, ob man seine Haare zu einem unfließenden Dutt zusammenraffen, oder gefällig geordnet zu moderner Frisur tragen sollte. Aus Für und Wider sagte dann eine der Damen, wir wollen sie Frau X nennen: „Ach, es ist ja alles so gleichgültig, was ein Mensch an hat und wie er sich frisiert, die Hauptsache ist, daß er sauber gemessen ist.“

Frau Y. antwortete: „Diesen Standpunkt kann ich nicht teilen. Sauberkeit allein ist mir zu wenig, ich glaube, es ist keineswegs gleichgültig, wie ein Mensch aussieht und wie er sich anzieht. In seinem Äußeren verrät er mehr von sich, seiner geistigen und seelischen Haltung, als er weiß, oder ihm gar lieb wäre.“

Frau Z.: „Aber schließlich hat doch jeder seinen eigenen Geschmack, und was einer schön findet, ist dem anderen häßlich!“

Frau Y.: „Rein, Frau Z., das stimmt ganz gewiß nicht. Das Urteil darüber, was schön ist, ist absolut abgeschlossen. Es wurde nicht heute oder gestern von uns aufgestellt, es fornierte sich vielmehr selbsttätig in Jahrtausenden, und ergab endlich die Gesetze der Harmonie.“

Frau X.: „Na, dann finden Sie wohl auch die neuen Hüte hübsch und tragen sie am Ende gar selbst?“

Frau Y.: „Gewiß trage ich moderne Hüte, denn diese sind weder schöner noch häßlicher als die Hüte früherer Zeiten. Wohl aber kann man gerade an ihnen sehen, daß es immer noch sehr viele Frauen gibt, die nicht wissen, was ihnen steht und was ihrer Erscheinung kommt. Anstatt sich zu bemühen, ihre Persönlichkeit auch äußerlich abzuspiegeln, legen sie sich entweder kritisch auf den Kopf, was Schaulustler und Zeitkritiker vorzuziehen, oder sie verladen die Hinweife ironisch und bleiben bei ihrer niemals überprüften Auffassung, daß Mode doch eigentlich nur Eitelkeit sei und sie selbst zweifellos die besseren Menschen seien, so sie frei sind von Gefallsucht. Beide Parteien vergessen vollkommen, daß Mode immer nur Vorschlag sein kann, und daß das Persönlich-Gestaltende in ihr Aufgabe der Frau ist. Daraus ergibt sich von selbst die Antwort, daß es mit „gutgemacht-sein“ nicht getan ist. Wir haben die Pflicht, überall, auch bei unserem Körper, die schönste Form zu erstreben, und diese ist ohne modische Ausrichtung nicht denkbar.“

Frau X.: „Das mag ja vielleicht ganz richtig sein, aber Sie können trotzdem nicht widerlegen, daß nicht einer dieses schön findet, und der andere jenes?“

Frau Y.: „Doch, das möchte ich widerlegen und zwar mit allem Nachdruck. Sofern man nämlich die Einzelheit richtig hineinsteckt in die Umwelt und sie harmonisch mit ihr zusammenschmilzt, gibt es diese Frage nicht mehr. Sie können, um es recht plastisch zu veranschaulichen, einen düstigen Hut für einen hellen Körper scheinlich finden. Dieser gleiche Hut würde dem schlanken Frau-lein A. dagegen ausgezeichnet stehen und ihre ganze Erscheinung gewissermaßen verklären. Also nicht der Hut ist häßlich, sondern seine falsche Verwendung. Den gleichen Grundgedanken finden Sie bestätigt, wenn Sie sich vom Persönlichen lösen und Umschau halten in unserem Vaterland. Worum fühlen wir uns erschüttert, deklariert und begauert von Bauten und Kunstwerken, warum rühren sie



Sonnenlage

Der Bildg. Silberstein Kglitz 22

uns zuletzt auf und machen unsere Gedanken schöner und reiner? Weil das einzelne bis ins letzte abgemessen ist zum Ganzen; aus dieser inneren Harmonie leuchtet die Schönheit über sich selbst hinaus, rührt mit leisen Fingern an die Seele, bringt sie zum Klingen und führt sie hinein in eine höhere Welt, die anderen Gültigkeiten unterliegt als Nahrungssorge, Arbeit, Schlaf und Lust zum Atmen.“

Frau X.: „Und wenn Sie Ihre Auffassung noch so verteidigen, ich kann den Gegenbeweis antreten. Zum Beispiel unsere Kunst und die orientalische, an ihnen sieht man doch deutlich, daß die Geschmäcker verschieden sind, daß man also über sie streiten kann.“

Frau Y.: „Sie gehen von einer unrichtigen Grundeinstellung aus bei Ihren Betrachtungen, Frau X. Gewiß gibt es auf dem Globus verschiedene Kulturkreise, aber diese Kreise fallen nicht eines Tages vom Himmel, sondern sie erwachsen aus Rassen- und Volksseelen. So gesehen erklärt sich augenblicklich, daß ein morgenländisches Volk anders empfinden muß, als ein vorwiegend germanisches. Nur der Torheit könnte es einfallen, von einem der beiden zu verlangen, daß er sich nach dem anderen richtet. Jeder soll und muß sich artigen auswirken; aber können wir deswegen leugnen, daß eine japanische Gottheit oder ein maurischer Tempel die Gesetze der Schönheit weniger erfüllen als wir? Wenn man nämlich genau hinschaut, erkennt man bei allen Gestaltungs-

erscheinungen von zeitloser Gültigkeit, von welchem Volke sie auch herorgebracht wurden, daß planvolle Ordnung in ihnen herrscht: Rhythmus und Komposition sind gelöst, die Einzelheiten sinnvoll eingebettet in das übergeordnete Ganze. Aus dieser Anordnung heraus, die jeder Schönheit zugrunde liegt, möchte ich auch für den Menschen die Forderung aufstellen, daß er sich betrachte wie ein Abbild der Schöpfung. Sein Abbild muß für die Umwelt den Schutz in sich tragen: allen Niederungen zum Troste erfüllt sich das Leben dennoch; man muß empfinden, daß die Sehnsucht nach höheren Zielen die Trägheit überwand und über das Notwendige hinaus die Schönheit suchte. Denn hätten unsere Vorfahren gedacht wie Sie, Frau X., „Seife genügt“, so bekämen wir weder eine Kultur, noch eine Kunst — das Leben würde in unerträglicher Banalität dahinsinken. Und gewiß möchten doch auch Sie nicht verzichten auf die herrlich geflügelten alten Dome, auf die jubelnden Gemälde unserer alten Meister, auf die in aller Einfachheit beruhende Stille der unserer großen Gegenwartsbauten? Und denken Sie weiter, wer hätte je ein Haus, ein Zimmer, ein Möbelstück in vollendete Linien gebracht, wenn nicht jene Triebkraft: gerade das nicht Notwendige ist notwendig für die Menschheit. Erst wenn wir uns lösen können aus dem Wirken und Schaffen und Zeit haben für das Schöne, das freilich weder satt macht, noch denbeutel füllt, haben wir das Recht, uns Mensch zu nennen.“

## Gegenüber

Jeden Tag, wenn der alte Herr Rat heimkam, saß Ursula am Fenster und nähte. Nähte um Geld. Und manchmal kamen ihr so Gedanken, wie es wohl wäre, wenn sie einmal ihre eigene Wäsche sticke, Stück um Stück. Jeweilen zeichnete sie sich auch wohl schon ihre Buchstaben auf, bis sie den Zettel mit einem wehmütigen Lächeln zerriß. Wer sollte wohl nach ihr fragen, dem armen Ding oben im vierten Stock der kleinen Straße...

Jeden Tag sah Ursula den alten Herrn Rat heimkommen. Sie sah, wie er um die Ecke bog, wie er langsam die Straße heraufkam mit dem dicken Stock in der Hand, auf den er sich im Gehen schwer aufstützte. Wenn der alte Herr Rat im Haus verschwunden war, blieben Ursula ein paar Minuten Zeit, ehe sie ihn wieder sah. Doppelt eifrig flog dann ihre Nadel durch den Stoff. Nun stieg er langsam die vier Treppen hinauf, und dann trat er aus Fenster; aus Fenster gegenüber. Und sie sah, wie er sich liebevoll über seine Blumen dort beugte und jede einzelne betrachtete und sich an ihrem Wachstum freute.

Aber sie sah nicht, daß der alte Mann drüben auch jeweilen verborgen zu ihr hinüberhaupte, wie sie Zeichen um Zeichen sticte.

Und eines Tages sah sie vorgeblich die Straße entlang. Die Zeit verging, der alte Herr Rat kam nicht. Ursula erschauerte so sehr, als sei es ein Lieber, ihr sehr vertrauter Mensch, dem plötzlich etwas zugestoßen sein könnte. Und sie erkannte, wie sehr er schon zu ihrem stillen Leben gehörte.

Und dann nach ein paar Tagen war da wieder ein Gesicht bei den Blumen am Fenster, das sich an ihnen freute; aber es war nicht der alte Herr Rat. Es war ein junger, fröhlicher Mensch. So erstaunt war Ursula, daß sie hinüberhaupte wie früher und plötzlich erschauerte, als der junge Mensch aufjah und sie mit einem fröhlichen Lächeln grüßte.

Sie hörte dann davon, daß der alte Herr Rat krank gewesen sei und jetzt verreckt, und daß sein Sohn gekommen sei und nun in seiner Wohnung lebe. Da sah Ursula nicht mehr die Straße hinab, denn sie wußte, daß sie lange würde warten müssen, ehe wieder die große, gebeugte Gestalt an der Ecke auftauchte und langsam ins Haus hineinging.

Die Wochen gingen... Doppelt eifrig arbeitete Ursula, kein Blick flog hinüber. Und so sah sie nicht, wie viele Blicke zu ihr herüberwanderten, wenn sie so eifrig Nadelnd am Fenster saß. Dann erfuhr sie, daß der alte Herr Rat wieder zurück sei, doch sie sah ihn nicht wie sonst auf der Straße.

Eines Tages hatte sie wie sonst ihre Stidereien abgeliefert und wanderte langsam nach Hause. Um eine Bank am Wege standen viele Leute, und als sie vorbeikam, sah sie dort ihren alten Herrn Rat sitzen, tief erschöpft, als sei er geoben aus einer Ohnmacht aufgewacht. Sie sah, wie hilflos all die Leute herumstanden, da lagte sie kurz entschlossen: „Ich weiß, wo der alte Herr wohnt, ich werde ihn nach Hause führen.“

Vor der Tür wollte Ursula sich verabschieden, aber das sah der alte Herr Rat nicht zu. So traten sie ein. Ein großes Zimmer war da und Ursula empfand es irgendwie warm und zuhause, als sei sie immer schon hier gewesen. Und aus dem Schatten trat ein junger Mensch, von dem sie schon lange glaubte, er sei nicht mehr in der Stadt, stand ihr gegenüber und sah sie an. Und sie blickte in seine hellen, fröhlichen Augen. Der alte Herr Rat war vergessen. Er sah mit einem stillen Lächeln auf die beiden jungen Menschen, die so langsam auf einander zukamen, als müßten sie über einen tiefen Abgrund hinweg, und deren Hände sich langsam, zögernd ineinanderlegten und dann gar nicht wieder auseinanderfinden wollten...

Der alte Herr Rat lächelte still und dachte: — wie lange noch — gegenüber — ?

# Ein Mann sucht seine Jugend

Roman von Gerd Hansen

Urheber-Rechtsschutz: Deutscher Roman-Verlag vorm. E. Unverricht, Bad Sachsa (Südharz)

121

„Können Sie mir denn sagen, was ich tun soll?“  
Der Unterton der Frage klang drohend und gereizt.  
„Viele Ärzte haben sich abgemüht, mir zu helfen. Was ist dabei herausgekommen? Ich bin jetzt in einer unglücklicheren Lage als kurz nach meiner Verwundung.“  
„Quälende Fragen lassen sich nicht aus der Welt schaffen, daß man einfach vor der Lösung flieht. Wenn Sie dem Vorschlag von Frau Theisen nicht folgen können, ihr Sohn und Frau Wallners Gatte zu sein, dann müssen Sie von neuem versuchen, aus sich selbst heraus zu einer Klärung zu kommen.“  
„Ich kann nicht, ich kann einfach nicht.“ Er überlegte.  
„Und es geht auch deshalb nicht, weil ich Gertrud nicht so liebe, wie man eine Frau liebhaben müßte. Ich bin ihr dankbar, ich verehere sie. Sie ist eine mütterliche und gute Frau. Aber ich liebe sie nicht.“

Kober ließ einen erstaunten Laut hören. „Wenn das so ist. Aus reiner Dankbarkeit und Mitleid mit der Qual der Frau können Sie sich nicht an sie binden. Dabei darf Ihnen auch kein Arzt zureden. Aber erklären Sie mir doch, wie ich den Widerspruch verstehen soll, daß Sie sich bis gestern an der Seite von Frau Gertrud wohlfühlten und jetzt glauben, es nicht mehr zu können.“

„Bis gestern nahm ich an, daß ich wirklich der vermählte Fritz Wallner sei. Also müßte ich die Frau früher geliebt haben. Außerdem sind die Kinder da. Jetzt weiß ich das aber nicht mehr und kann es auch nicht mehr glauben.“

Ohne Überlegung entfuhr es dem Arzt: „Lieben Sie denn vielleicht eine andere Frau?“

Die Frage traf Brent wie ein Schlag. Ein Schiefer zerriff, den er bisher ebenjowenig gekannt hatte wie die Dinge, die er verbar. Lieben, eine Frau lieben? Weshalb suchte er so gern die Gesellschaft von Karla? Warum wurde er in ihrer Anwesenheit unruhig und besangen? War das etwa Liebe? Er erschauerte vor dem Gedanken und wühlte sich fester hinein. Sein Herz klopfte, und er verspürte wie einen Schlag in sich die Bejahung für die letzte Frage aufsteigen. Das Mädchen Karla, das seine Tochter sein sollte, bedeutete ihm als Frau mehr wie ihre Mutter. Die Möglichkeiten, die sich daraus ergaben, wagte er nicht durchzudenken.

Seine Stimme war heiser, als er sagte: „Vielleicht, Doktor.“

Der Arzt hatte auf den Zügen des Mannes gelesen, daß ihm ein plötzliches Erkennen gekommen sein mußte. Um wen konnte es sich nur handeln? Eine dahingehende Frage wagte er aus Lauffühl nicht zu stellen.

Nur um abzusinken, machte er einen sachlichen Vorschlag. „Wie wäre es, wenn Sie Klarheit zu schaffen versuchten, indem Sie Ihre Geschwister aufsuchten, ebenso Kollegen, Kameraden und Bekannte, mit denen Herr Wallner früher häufig zusammen war?“

Brent griff diese Idee begierig auf. Das war eine Möglichkeit, im Falle Wallner klar zu sehen. Bestritten Menschen, mit denen er früher viel zusammen gekommen sein sollte, daß er Fritz Wallner sei, dann war wenigstens das geklärt. Bisher hatte ihn Gertrud abgehalten, in Leipzig und Görlitz bei Bruder und Schwester Besuch zu machen oder diesen auch nur zu schreiben, damit er sich erst einmal bei ihr einleben könne. Das mußte sofort nachgeholt werden. Und anschließend konnte man je nach den Ereignissen in Leipzig und Görlitz an die Reise fahren, um auch die Verwandten der Theisen aufzusuchen.

Neue Energie überkam Brent. „Herr Doktor, das ist sicher das Beste.“ Er sprang aus dem Bette. „Ich ziehe mich an und komme sofort hinunter.“

Der Arzt ließ ihn allein. Unten traf er die Eltern Theisen, Frau Wallner und Karla im Garten, wo sich mühsam eine Unterhaltung hinschleppte. Sie sahen ihm erwartungsvoll entgegen.

„Unser Patient hat einen Entschluß gefaßt. Er wird sich sofort mit Pfarrer Wallner in Leipzig und dessen Schwester in Görlitz in Verbindung setzen, um vielleicht durch diese Klarheit zu gewinnen. Stimmen Sie Ihnen, gnädige Frau zu“, er wandte sich an Gertrud, „oder bestreiten sie, den Bruder zu erkennen, wird er an die Reise fahren, um dort den gleichen Versuch anzustellen. Ich denke, das ist auch das Richtige, schon weil es diesem gequälten Mann Ruhe verschaffen kann.“

Die Zustimmung war einhellig. Frau Wallner schlug vor, daß man nicht nach Görlitz und Leipzig reisen wolle, sondern ihres Mannes Geschwister bitten müsse, sofort nach Dresden zu kommen. Sie zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß Schwager und Schwägerin ihr beipflichten würden.

Als kurz darauf Brent im Garten erschien, war die Stimmung hoffnungsvoll und besriedigt. Die Eltern Theisen glaubten, daß sich außer Frau Wallner nicht noch mehr Menschen täuschen konnten, lehnten aber die Besuche aus Görlitz und Leipzig ab, in ihrem Mangel den Bruder zu sehen, dann war er ihnen ganz wiedergegeben.

Die Unterhaltung beim Frühstück und hinterher verlief zwanglos und beinahe heiter. Brent hatte seine Ruhe wiedergefunden und machte sich nur den Vorwurf, bisher veräumt zu haben, diese Kunstmittel zu benützen. Aber das war schnell nachgeholt. Frau Wallner übernahm es, die Entwürfe nach Görlitz und Leipzig zu schreiben, die noch vor dem Mittagessen zur Post gegeben wurden.

Den Nachmittag verbrachten alle in bester Eintracht. Jeder vermied es, die Fragen anzuschneiden, die am Tage vorher alle Gemüter so erregt hatten. Als Herbert aus dem Dienst kam, war er verwundert, eine so gleichmäßig freundliche Gesellschaft zu finden. In der Nacht kam ein Telegramm aus Leipzig, daß den Besuch Pfarrer Wallners anständigste, der schon um neun Uhr einzutreffen versprochen. Die Karla sich auf den Weg zum Bahnhof machte, um den Onkel abzuholen, kam auch ein Telegramm aus Görlitz, in dem Frau Pohl, Fritz Wallners Schwester, ihre Ankunft für elf Uhr meldete.

Kurz nach einhalb zehn Uhr kam Karla mit Pfarrer Wallner zurück. Sie hatte den Onkel bereits unterwegs über die Vorgänge unterrichtet, ohne daß dieser sich dazu irgendwie äußerte.

In Gegenwart des Arztes, Gertruds und der Eheleute Theisen empfing Brent den Mann, der einen Teil der Entscheidung für ihn bedeutete. Im Bewußtsein der Verantwortung, die auf seinen Schultern lag, ging der Pfarrer dem heimgekehrten entgegen. Er hatte sich vorgenommen, alle Gefühlsregungen zu vermeiden und ganz sachlich zu bleiben. Dennoch packte ihn die Aufregung, als er dem Mann gegenüberstand, der für seinen Bruder gehalten wurde.

Er nahm Brent bei der Hand und drehte ihn so, daß das Licht voll auf das Gesicht fiel. Eine Minute verging in Schweigen, während der Pfarrer aufmerksam den anderen betrachtete.

„Zweihundzwanzig Jahre sind es her, seit ich meinen Bruder zum letzten Male sah. Es geht über meine Kraft, zu entscheiden, ob du es bist oder nicht.“ Die Worte fielen wie schwere Tropfen langsam und betont in die Stille. „Deine Augen sind die von Fritz. Die Haare wohl auch. Deine Stirn ist die gleiche, wie unser Vater sie hatte und ich sie auch geerbt habe. Aber dein Mund scheint mir anders. Fritz hatte scharfe Lippen, nicht so geschwungene. Vielleicht ist auch das Kinn etwas anders. Ich weiß es nicht genau.“

Der Pfarrer machte eine Pause. „Würden nicht Zweifel bestehen, müßte ich dich für meinen Bruder halten. Das Auge der Frau, die dich lieb gehabt hat, ist dafür wohl schärfer als meines. Aber bei Gott, jetzt wo hier auch zwei Menschen stehen, die dich für ihren Sohn halten, kann ich nicht sagen, du bist es oder bist es nicht.“

Gertrud Wallner ließ einen leisen Schrei der Enttäuschung hören. „Bitte, sei nicht böse, liebe Gertrud, ich muß so antworten, wie mein Gewissen es erlaubt! Wenn du an deinen Mann glaubst, dann sei er mir auch willkommen. Ich will nicht forschen, ob Gott ihn uns zurückgegeben hat oder nicht. Ich nehme ihn auch so als Geschenk des Himmels.“ Er umarmte seinen Bruder.

„Du wirst mir stets willkommen sein, und bitte, sei gewiß, daß du mir lieb bist als Bruder. Vergiß mir, wenn ich hier nicht einfach mit ja oder nein antworte. Ich kann es nicht!“

Brent hatte unbeweglich zugehört. Sein Blick sah den Mann gegenüber und fand kein Erkennen. Er senkte tief auf und nahm die dargebotene Hand.

„Das ist lieb von Ihnen“, er verbesserte sich, „von dir. Aber für mich ist es keine Hilfe. Ich muß die Lösung finden.“

Er wandte sich ab und ging aus dem Zimmer. Gertrud Wallner weinte und wurde sich nicht bewußt, daß Frau Theisen sie wieder mütterlich in den Arm genommen hatte. Etwas später war Karla wieder unterwegs, um auch die Tante abzuholen. Während ihrer Abwesenheit ging der heimgekehrte im Garten auf und ab. Die anderen unterhielten sich trampfhaft von alltäglichen Dingen, nur nicht von dem, was sie alle bewegte.

Nach einer knappen Stunde traf Karla mit Frau Theisa Pohl ein. Wieder stand Brent inmitten der anderen und sah dem Besuch entgegen. Seine angebliche Schwester hatte verweinte Augen und ließ auf ihn zu.

„Fritz, Fritz, daß du heimgekehrt bist! Das ist ein Wunder.“ Sie küßte ihn und betrachtete sein Gesicht. „Wer zweifelt denn daran, daß du mein Bruder bist? Natürlich müßt du heute älter aussehen, aber ich erkenne dich wieder, bestimmt erkenne ich dich.“ Sie küßte ihn und ging dann zu ihrer Schwägerin.

„Du müßt stark sein, Gertrud, niemand wird ihn dir nehmen können! Es ist unser Fritz. Bete darum, daß er es auch selbst weiß. Wie schrecklich ist das alles und doch wie wunderschön, daß er wieder da ist!“

Gertrud Wallner sah triumphierend um sich. Das war die Bestätigung dafür, wie wenig sie sich getäuscht hatte.

Kober nagte überlegend an der Lippe. Der Bruder also im Zweifel, die Schwester bejahend. Das war bezeichnend. Frauen ließen sich leichter zu subjektiven Urteilen hinreißen, vor allem, wenn Gefühle im Spiel waren.

Herr Theisen war etwas unruhig geworden, während seine Frau durch nichts in ihrer Haltung beirrt wurde. Ihrer Meinung nach wollte Pfarrer Wallner seiner Schwägerin durch ein klares Nein nicht wehe tun. Und — diese aufgeregte Frau aus Görlitz war nicht zu rechnen.

Karla blinnte fast gleichgültig mit leeren Augen vor sich hin. Sie war an der Lösung kaum interessiert, obwohl ihre Gedanken unaufhörlich um den angeblichen Vater gingen. Möchte es ausgehen wie es wollte, sie war immer ohne Hoffnung.

Die Wirkung auf Brent war erstaunlich. Bei den sicheren Bekundungen seiner Schwester straffte sich der ganze

Körper. Er fühlte Ruhe wiederkehren. Das war ein neuer Anhaltspunkt. Männer müssen ja vorsichtiger sein in ihrem Urteil. Er begriff das aus seiner kunsthändlerischen Arbeit, bei der das Gefühl in die Waagschale fiel, aber die läßle Überlegung nie unterdrücken durfte.

Er wandte sich an seine Frau. „Gertrud, willst du mit mir nach Weihen fahren? Ich müßte das Haus sehen, in dem Fritz Wallner“, er fügte hinzu, als er ihren enttäuschten Blick sah, „in dem ich geboren wurde und aufgewachsen bin.“

„Ja, Fritz, heute noch.“ Sie nahm den Arm ihres Mannes und ging mit ihm hinaus. Nach Weihen ist es nur ein kurzer Weg. Wir fahren sofort nach dem Essen.“

Die zwei Stunden bis zur Abreise wurden Brent unerträglich lang. Er sah alle fünf Minuten auf die Uhr. Schließlich war es soweit. Nach zwei Uhr fuhr der Wagen vor, den er mit seiner Frau allein bestieg. Sie fuhren über Kadede in die Löhnitz. Gertrud Wallner machte ihren Mann auf das Epitaphium aufmerksam, in dem sie oft eingelehrt waren. Er empfand die Schönheit dieser sanften Landschaft, ohne aber eine Spur des Erkennens zu finden.

Als sie die Weißner Elbbrücke befuhren, sah er mit geschauten Augen entzückt auf das prächtige Bild.

Weihen, er kannte den Namen aus Hunderten von Porzellanen, die er in Händen gehabt hatte, aus Beschreibungen und Bildern. Der Wagen wand sich nach der Weisung Gertrud Wallners durch enge und winklige Straßen und hielt vor dem Hause ihrer verstorbenen Schwiegereltern.

„Wir sind da, Fritz.“ Sie stand Hand in Hand mit dem Mann vor dem schlichten Hause und spähte ängstlich in seinen Mienen nach Anzeichen der Erinnerung. Nichts!

Sie öffneten die Türe und kamen in einen kühlen Flur, der mit Steinplatten belegt war. Alte Möbel standen da. Gertrud klingelte. Sie bat den Bewohner des Hauses, der sie kannte, einen Rundgang machen zu dürfen. Raschenersehen sah sie das Arbeitszimmer Pfarrer Wallners, das große Wohnzimmer, das Spielzimmer der Kinder, den zu groß wirkenden Speisesaal, ein kleines Empfangszimmer, die Küche, im Obergeschloß Schlafräume.

Sie gingen durch den Hausflur in den wundervollen alten Garten, von dem aus man einen weiten Rundblick genoß. Nichts!

Brent sah die Enttäuschung der Frau und überwand dabei seine eigene Verzweiflung. „Schade, Gertrud, aber wenn ich dich und meine Geschwister nicht erkannt habe, lebendige Menschen, wie sollte ich das Haus erkennen?“

Eine halbe Stunde später standen sie wieder auf der Straße.

„Habe ich hier nicht alle Freunde, Verwandte oder ähnliches?“

Sie überlegte. „Ja, Apotheker Wiegner kennt dich. Sein Sohn ist dein bester Schulfreund gewesen, und du warst täglich in seinem Hause zu Besuch.“

„Also gehen wir hin!“

Sie schritten eine steile Gasse hinunter und standen vor dem schon von ferne als Apotheke kenntlichen Haus. „Hier ist es, Fritz!“

Er sah ein unbekanntes, ihm alljährlich erscheinendes Gebäude.

Als sie die Offizin betraten, hantierte gerade ein Herr mit Medikamenten.

„Bitte schön, was darf es sein?“ Er ruhte. „Bereizeung, aber das ist doch ... natürlich, Frau Wallner! Welch eine Überraschung! Wir haben uns lange nicht mehr gesehen.“ Er kam um den Verkaufstisch herum und gab ihr die Hand. Da sie keine Anstalten machte, ihre Begleiter vorzustellen, nannte der Apotheker seinen Namen: „Wiegner.“ „Brent“, erhellte er zur Antwort.

Er wandte sich sofort wieder zu Gertrud Wallner. „Bitte, wollen Sie nicht näher treten! Kommen Sie doch gleich durch das Laboratorium! Mein Vater wird sich freuen.“

Sie fanden den alten Herrn, der achtzig Jahre zählen mochte, im Garten. „Nanu, Frau Wallner! Der Kreis stand auf. „Hoffentlich kommen Sie als Besuch, nicht als Überbringerin eines Rezeptes.“

Als Gertrud ihren Mann bekannt machen wollte, griff er sie am Arm. „Bitte nicht!“ Er wandte sich zu den Herren:

„Verzeihen Sie mir das sonderbare Auftreten! Sehen Sie mich einmal genau an und sagen Sie mir, ob Sie mich kennen!“

Vater Wiegner und Sohn waren erstaunt über dieses Verlangen und betrachteten neugierig den Fremden. „Nein, kennen, woher sollte ich Sie kennen?“ Der Alte hatte zuerst gesprochen.

Brent wandte sich zu dem jüngeren der beiden Männer: „Und Sie?“

Nach Minuten bekam er Antwort. „Sie haben eine Ähnlichkeit, Sie erinnern mich ... Fast, ich hab's! Er drehte sich zu Gertrud um. „Man könnte beinahe glauben, es sei Fritz! Die Stirn ist ganz frappant ähnlich. Die Augen auch. Ist der Herr ein Verwandter Ihres Mannes?“

Gertrud hatte die Augen voller Tränen. „Es ist mein Mann.“ Die Worte kamen wie eine Beschwörung aus ihrem Munde.

Auf die Apotheke wirkten sie wie ein Schlag. „Was, Fritz? Aber wie ist denn das möglich? Wo hat er denn die langen Jahre gesteckt?“

(Fortsetzung folgt.)